

Der Satellit erscheint als Beiblatt der Kronstädter Zeitung jeden Montag und kann nur mit dieser Zeitung pränumerirt werden.

Der Satellit.

Der Pränumerationspreis für Satellit und Kronstädter Zeitung beträgt halbjährig ohne Postzusendung 4 fl., mit postfreier Zusendung in die k. k. Staaten 5 fl., ins Ausland 6 fl. 36 fr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 37.

Montag, den 14. September 1857.

18. Jahrgang.

Jakob Moleschott über Begräbnißplätze.

Das Leben fordert Arbeit, die Arbeit fordert Stoff. Und es ist gewiß die allerbeste Bereicherung, die das Leben der Chemie verdankt, daß wir es täglich besser einsehen lernen, welcher Stoff zu jeder Arbeit gehört. Soll der Stoff in Gräbern und Särgen liegen, Niemandem zum Vortheil und häufig der nächsten Umgebung zur Last fallen? Ich kann es nie und nimmermehr als eine unvermeidliche Nothwendigkeit anerkennen, wenn Liebig sagt: „Der einzig wirkliche Verlust, dem wir nach unsern Sitten nicht vorbeugen können, ist der an phosphorsauren Salzen, welche die Menschen in ihren Knochen mit in ihre Gräber nehmen.“ Man braucht sich nur klar zu machen, daß die Sitte ein Spiegel der Erkenntniß ist, um sich berechtigt zu fühlen, mit allem Nachdruck, der dem Wissen zu Gebote steht, einer solchen Verschwendung zu widersprechen. — Phosphorsaurer Kalk ist die Knochenerde, phosphorsaure Bittererde ist Muskeleerde, phosphorsaures Kali gehört zu den wichtigsten Salzen des Fleisches und der Milch, ohne einen Reichtum an phosphorsauren Salzen ist die Entstehung des Gehirns nicht möglich. Und wenn alle diese phosphorsauren Salze in wucherndem Ueberfluß in unsern Kirchhöfen aufgespeichert werden, um nur den Würmern und dem Graße zu nützen, während sie ohne Arbeit und beinahe ohne Kosten zurückgeführt werden könnten in die Kreislinie des Lebens, die immer neue Kreise zeugt von Stoff und Kraft, warum sollen wir denn der Sitte dauernder Kirchhöfe hulldigen, da wir doch blutigen Opfern und Herenproceffen entzagt haben? Wer will über seinem phosphorsauren Kalk auch noch nach seinem Tode Herr sein, wenn er bedenkt, daß dieser phosphorsaure Kalk Veranlassung werden kann, daß seine Arentel darben? Es ist doch wohl vernünftiger, diesen phosphorsauren Kalk durch die Pflanzen und Thiere hindurch in unsere Körper wandern zu lassen, als nur von fern die Möglichkeit zu gestatten, daß man, wie zu Paris, als es von Heinrich IV. belagert wurde, durch Hungernoth dazu gezwungen wird, die Knochen der Todten unmittelbar beim Backen des Brodes zu verwenden. — Man brauchte nur jede Begräbnißstätte, nachdem sie ein Jahr lang benutzt wäre, mit einer neuen zu vertauschen, um nach sechs bis zehn Jahren einen der fruchtbarsten Acker zu besitzen, der den Todten mehr Ehre macht, als Denkmal und Grabhügel. Wie lange hat man es schon eingesehen, daß das Andenken bedeutender Menschen weit edler durch nützliche und wohlthätige Stiftungen gefeiert wird, als durch Erz- und Bildsäulen! Begräbnißplätze, die nach zehn Jahren als fruchtbares Ackerland neue Menschen schaffen, wären eben so viele Stiftungen, mit denen man nicht sowohl dem Elend abhelfen, als vielmehr dem Elend vorbeugen würde, unmittelbar durch Vermehrung des Getreides und unmittelbar durch den Zuwachs an denkenden Menschen. Ganz beneidenswerth schiene mir's aber, wenn die äußeren Verhältnisse es möglich machen soll-

ten, zu der Sitte der Alten zurückzukehren, die unstreitig viel dichterischer war. Wenn wir unsere Todten verbrennen könnten, dann würden wir die Luft bereichern mit Kohlensäure und Ammoniak und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Thieren und Menschen enthält, würde unsere Haiden in fruchtbare Fluren verwandeln. Es kann nicht fehlen, wenn wir es auch nicht erleben sollten, das Bedürfnis der Menschen, welches der oberste Rechtsgrund und die heiligste Quelle der Sitte ist, wird einmal unsere Kirchhöfe mit gleichen Augen betrachten, wie wir das Pfund, das ein ängstlicher Bauer vergräbt, statt vom sauer erworbenen Kapitale Zinsen zu ernten. Nur die Unwissenheit ist Barbarei. — Diese Anschauung hat mehr Anstoß erregt, als ich in unserem Zeitalter erwartete. Muß man einen Naturforscher daran erinnern, daß ganz dieselbe für heilig gehaltene Scheu Jahrhunderte lang sich den Leichenöffnungen widersetzte, und daß es doch nach und nach in Folge wachsender Einsicht dahin gekommen ist, daß in so mancher europäischen Stadt die Leichenöffnung gleichsam sich von selbst versteht? Man beruft sich auf ein natürliches Gefühl und vergißt, daß die Empfindung, wenn auch noch so langsam, doch allmählig der Erkenntniß sich anschmiegt. Es ist nun einmal nicht zu ändern, daß in solchen Dingen die Einsicht dem Gefühle voraneilt; aber es steht zu hoffen, daß dieser Erfahrungssatz, indem er den Menschen immer geläufiger werden muß, die aufrichtigen und unaufrichtigen Verfeinerungen in immer engere Schranken zurückweisen wird. Und ließe sich nicht für unsern Fall die Behauptung vertheidigen, daß bisweilen die Wärme, mit welcher das Andenken der Verstorbenen im Leben gepflegt wird, um so inniger ist, je weniger man mit prangenden Denkmälern seine Klagen der Oeffentlichkeit preisgab? Wir ehren die Todten und geben von unserer Liebe Zeugniß durch die Erfüllung der Pflichten, die sie uns hinterlassen und diese Pflichten erinnern uns an das göttliche Wort: „Gedenke zu leben.“ — „Schreitet, schreitet ins Leben zurück! Nehmt den heiligen Ernst mit hinaus, denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.“ Mit diesen Worten schließt der Weiseste unserer Dichter Mignons erhebende Todtenfeier. — Um aber einzusehen, wie schwer Rechte hier das Leben geltend macht, will ich auf eine Stelle Liebig's aufmerksam machen, in der es heißt: „Ich habe, wie Viele vor mir, die Erfahrung gemacht, daß die Fruchtbarmachung eines an sich unfruchtbaren Bodens, wenn dessen Unfruchtbarkeit von dem Mangel an wirksamen Bestandtheilen und nicht von einer ungeeigneten physikalischen Beschaffenheit herrührt, zu Ausgaben nöthigt, welche mehr betragen, als man für den Ankauf des fruchtbarsten Feldes zu machen hätte.“ Und etwas weiter: „Es scheint, daß in vielen Fällen die Hauptwirkung des Düngers auf unsern Feldern darin besteht, daß in Folge der reichlicheren Nahrung in der oberen Kruste des Feldes die Pflanzen während der ersten Zeit ihrer Ent-

wicklung die zehnfache, vielleicht hundert- und tausendfache Anzahl von Wurzelfasern treiben, die sie in dem mageren Boden getrieben haben würden und daß ihr späteres Wachsthum im Verhältniß zu der Anzahl dieser Organe steht, durch die sie befähigt werden, den minder reichlichen Nahrungstoff in den tiefern Schichten aufzusuchen und sich anzueignen und es erklärt sich vielleicht hieraus, warum eine im Verhältniß zu der im Boden enthaltenen kleinen Menge von Ammoniak, von Alkalien und phosphorsauren Erden die Fruchtbarkeit in so hohem Grade erhöht.“ — Und doch verscharren wir täglich Alkalien, Erden, Phosphorsäure in unsern Kirchhöfen, die phosphorsauren Salze, welche mit so unerschütterlichem Rechte als die wichtigsten Gewebebilddner in dem Samen von Weizen und Erbsen und in dem Leib von Thieren und Menschen bezeichnet werden.

Der Ocean und seine Wunder.

(Schluß.)

Das Wasser ist überhaupt das eigentliche Bewegungselement. Keine Thierklasse wandert so regelmäßig und so viel als die Fische, und nirgends in dem großen Haushalte der Natur tritt uns das genaue Verhältniß zwischen den Bedürfnissen des Menschen und der Vorsorge, die für sie getroffen ist, so klar und deutlich entgegen als hier. Schleiden sagt: „Die delicate Makarele wandert nach dem Süden; die kleine zierliche Sardelle des Mittelmeeres wendet sich im Frühjahr nach dem Westen und kehrt im Herbst nach dem Osten zurück; der Stör der nordischen Gewässer streift einzeln in die großen Flüsse Europa's hinein, und man hat ihn im Rheine bei Köln und Straßburg gefangen; Scharen von Lachsen drängen sich, in regelmäßigen dreieckigen Haufen geschart, fast in alle nordischen Flüsse hinauf, und zwar bisweilen so zahlreich, so dicht, daß sie die Strömung hemmen. Zahllose Millionen Häringe durchziehen die Gewässer, aber der Mensch hat noch nie entdeckt, wo eigentlich ihre Heimat ist. Nur in den Frühlingmonaten erscheinen ihre ungeheuren Heere, Heere von zwei bis drei Meilen Breite, von fünf bis sechs Meilen Länge, und ihre Scharen sind so dicht gedrängt, es schwimmen so viel über einander, daß das Senkblei, das Lanzen und Harpunen, die man auf Geradewohl unter sie wirft, nicht untersinken können, sondern unter ihnen stehen bleiben. Welche Mengen durch Haifische und Raubvögel verzehrt werden, läßt sich nicht einmal annäherungsweise ermitteln; wie viele Millionen an den Küsten gefangen und als Dünger für die Felder verwendet werden, weiß Niemand; aber man hat berechnet, daß jährlich etwa tausend Millionen eingefalzen und so verzehrt werden!

Gleich riesenhaft ist das Leben des Oceans in seinen Größenverhältnissen. Wallfische von 100 Fuß Länge und mehr sind die größten aller Thiere auf Erden, fünfmal so lang als der Elefant, der Riese des Festlandes. In mehr als einem Meere findet man Schildkröten, welche mehr als 1000 Pfund wiegen. Die Felseninseln des Südpolarmeeres allein liefern jährlich eine Million Seelöwen, Seekühe und Seehunde. Von den schaumbedeckten Wogen schwingen sich riesige Vögel auf, deren Heimat kein menschliches Auge gesehen hat, und deren Junge in unbekanntem Ländern heranwachsen. Bloß durch die Ausleerungen kleinerer Vögel werden Inseln und Berge gebildet. Und doch ist auch hier die Natur am größten in ihren kleinsten Schöpfungen; denn wie fein muß z. B. das Sehnen- und Muskelgewebe, der Bau der Nerven und Blutgefäße in Thieren sein, welche nie

die Größe einer Erbse, nicht einmal die eines Stachnadelkopfes erreichen!

Der Ocean hat nicht bloß seine Berge und Ebenen, seine Torfmoore und Sandwüsten, seine Flüsse und süßen Quellen, die aus verborgenen Rigen hervorsprudeln und mitten im dem Salzwasser emporsteigen; er hat auch seine mächtigen Wälder mit üppigen Scharozerpflanzen, seine weitgestreckten Wiesenauen und blühenden Gärten, kurz, seine Landschaften, die weit großartiger und prächtiger sind als alle Herrlichkeiten des Festlandes. Zwar gedeihen nur zwei Pflanzenarten auf dem Meeresgrunde, Algen oder Tang und Seegras, und sie allein bilden die unterseeischen Wälder oder schwimmen gleich grünen Wiesen auf dem Wasser; aber ihre Formen sind so mannigfaltig, ihre Farben so glänzend, ihre Zahl und Größe ist so ungeheuer, daß sie die Tiefe in fabelhafte Zaubergärten umwandeln. Und wie die Zweige der Blätter und Bäume auf dem Lande in den elastischen Wogen der Luft zittern und sich wiegen oder mit der Wuth des Sturmes kämpfen, so wiegt das Seegras die braunen dünnen Arme und kämpft mit dem Oceane, der an den Wurzeln zerrt und die Blätter in Fegen zerreißt. Bisweilen siegt auch dieser gewaltige Gegner, er entwirzelt die Seegewächse, und sie schwimmen dann heimatlos in langen breiten Massen nach den Küsten ferner Länder, wo sie oftmals so dichte undurchdringliche Flächen und Felder bilden, daß sie schon Fahrzeuge vor Schiffbruch bewahrten und Menschenleben retteten.

Die verschiedenen Arten der Tange finden sich in verschiedenen Theilen des Oceans und haben ihre bestimmten Grenzen. Einige hängen sich mit fingerartigen Wurzeln so fest an den felsigen Grund, daß sie, wenn mächtige Wogen ihre obern Theile ziehen und zerrn, große Steinstücke ausbrechen, emporheben und gleich Ankern weilenweit nach sich schleppen. Die meisten lieben indeß die Küste oder wenigstens einen ebenen Meeresboden, und selten gedeihen sie in einer größern Tiefe als 40 Klaftern. Aber in jedem Meere findet man sie, die riesenhaftesten seltsamer Weise in den beiden Polarmeeren, wo sie die ungeheure Länge von 500 Fuß erreichen. Bisweilen bedecken sie große Flächen der See und bilden jene fabelhaften grünen Wiesen auf dem tiefen blauen Grunde, welche die ersten Seefahrer mit Grauen erfüllten. Die größte dieser Wiesen, Saragossasee genannt, zwischen den Azoren und Antillen, ist ein ungeheurer schwimmender Garten, der in einer Breite von einigen Minuten bis unter 50 Stunden über 25 Breitengrade sich hinzieht.

Nimmt man die Tange aus ihrem Elemente heraus, so erblickt man ebenso wunderliche als üppige Formen. Sie sind in der That nichts als ungestaltete Gallertmassen mit einem lederartigen Ueberzuge und meist in unregelmäßige Zweige getheilt, die gelegentlich in dünnen Büscheln wirklicher Blätter endigen. Der erste Stamm ist dünn und dürr, er stirbt bald, aber die Pflanze wächst weiter, scheinbar unbegrenzt. Einige sind essbar. Bei Island wächst das sogenannte Carraghen-Moos mit zierlich geformten und gekräuselten Blättern, welches die Aerzte Brustkranken verordnen. Eine Art liefert den Schwalben des indischen Meeres das Material zu ihren weltberühmten essbaren Nestern. Der Zufertang der Nordsee ist handbreit, dünn, aber stundenlang. Aus ihm wird der sogenannte Marmorzucker gewonnen.

Das Südpolarmeer ist die Heimat der riesenhaftesten Gewächse dieser Art. Der Blasentang wächst zu einer Länge von 1000 Fuß im Wasser, das immer am Gefrierpunkte steht, und seine langen bunten Blätter glänzen in hellem Carmoisin oder brennendem Purpur. Die Mittelrippen dieser herrlichen Blätter

werden unten von großen Blasen getragen, die sie in den Stand setzen, auf der Meeresfläche zu schwimmen. Bei den Falklandinseln findet man eine Tangart, die wie ein Apfelbaum aussteht; sie hat einen geradestehenden Stamm mit Gabelzweigen, grasgrünen Blättern und einer Fülle von Früchten. Die Wurzeln hängen mit sich anklammernden Fasern an Felsen; Stamm und Aeste schießen von da empor, und die langen Blätter hängen trauerweidenartig über den ruhelosen Wassern.

Außer den zahlreichen Arten von Tangen ist der Meeresboden mit gekrausten dunkelpurpurfarbigen Blättern des Seelattichs, mit großen porösen Flechten von vielästigen hohen Algen bedeckt, deren rostige kleine Blasen mit den winzigen nimmerruhenden Zweigen voll Leben und Bewegung sind. Diese Gewächse bilden Wälder auf dem Meeresgrunde, indem sie scheinbar ordnungslos in einander wachsen, hier ihre Zweige verflechten, dort Lauben und lange Alleen und Bogengänge bilden, an einer Stelle in üppiger Fülle anwachsen, bis das Dickicht undurchdringlich zu sein scheint, an einer andern weite Öffnungen lassen, wo kleinere Gewächse dann einen schönen rosenthönen Rasen bilden. Tausend Farben und Nuancen glänzen und schimmern bei jedem wechselnden Lichte. Die Tangen namentlich scheinen in ihrer Ueppigkeit nach seltsam wunderlichen Launen zu wachsen. Bald kriechen sie dicht am Boden hin, bald strecken hier riesig lange Aeste gleich Armen mit wehenden Büschen bis zu dem Himmelslichte empor und bilden so blaßgrüne Seehaine, oder sie steigen näher an die Oberfläche des Wassers hinauf, um ihre prachtvollen Farben, Grün, Gold und Purpur, zur Schau zu tragen. In diesen seewartigen Räumen, die in allen Farben des Regenbogens spielen, tief unten in der klaren Flut, schwimmen und jagen einander lustige Mollusken und glänzend schimmernde Fische. Schnecken in allerlei Gestalten kriechen langsam an den Stämmen hinauf und hinunter, während grauhaarige Kobben mit ihren gewaltigen Zähnen an riesigen Bäumen hängen. Da lebt der gigantische Dugone, die Sirene der Alten, der dickbehaarte Seeleopard und die träge Schildkröte. Vielleicht grasen sie eben arglos unten auf den Meeresgrundwiesen, da kommt ein hungeriger Hai still und lauend um den Hain herum, seine glasigen Augen glänzen gespensterhaft in gelblichem Schimmer und suchen die Beute. Der Seehund gewahrt seinen gefürchteten Feind und sucht seine Zuflucht in dem dicksten Dickicht des Tangenwaldes. Alles flieht und verbirgt sich.

Politischer Beobachter.

Eine der französischen Regierung ergebene Stimme in der Allgem. Zeitung faßt den Charakter der Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Frankreich von einem ganz neuen Gesichtspunkte auf und bemüht sich vor Allem zu beweisen, daß dieselbe weit entfernt die Gemüther zu beunruhigen, am besten geeignet sei, die Aussicht auf einen für ganz Europa so nothwendigen Frieden zu befestigen.

„Es stellt sich jetzt klar heraus“, erzählt dieser Correspondent, „daß Napoleon III. die Reise nach Osborne, welche bekanntlich mehrere Wochen vor dem Bruch mit der Pforte wegen der Moldau-Wahlen beschlossen war, zunächst zu dem Endzweck unternahm, um den Hof von St. James zu der Ansicht zu bekehren: die projektierte Zusammenkunft beider Kaiser liege im gemeinsamen Interesse aller Großmächte überhaupt, und Englands insbesondere. Der Czar soll sowohl durch den Großfürsten Konstantin als durch den Grafen Morny die Versicherung gegeben haben, daß er die Zusammenkunft mit Napoleon III. hauptsächlich darum anstrebe,

um in Folge des mit Frankreich daraus erwachsenden innigen Einverständnisses eine weit umfassende Reduktion der russischen Streitmacht anzuordnen, welche Reduktion Europa als Bürgschaft der friedlichen Bestrebungen der künftigen Politik des St. Petersburger Hofes dienen soll. Kaiser Alexander II. fühlt, daß er die beabsichtigten großen ökonomischen Maßregeln und Unternehmungen zur Regeneration seines Reiches nicht durchführen könne, so lange das Heer die wichtigsten Hilfsquellen des Landes aufzehrt. Er will daher seine Armee bedeutend vermindern, vorläufig aber durch den wechselseitigen Ideenaustausch mit dem Kaiser der Franzosen, welcher unter allen Monarchen heute auf die Geschicke Europas den größten Einfluß ausübt, die Ueberzeugung gewinnen, daß er die Wehrkraft Rußlands ohne Gefahr für die Zukunft seines Reiches in so ausgedehntem Maßstab verringern darf. Durch dergleichen Vorstellungen hat er den Kaiser Napoleon bewogen, zur gewünschten Zusammenkunft die Hand zu bieten, umso mehr als der Czar zum zweitenmal von St. Petersburg die weite Reise nach Darmstadt zu dem ausschließlichen Zweck unternommen wird, während Napoleon III. von Chalons aus in wenigen Stunden dahin gelangen kann. Zu Osborne gelang es dem Kaiser der Franzosen sowohl ihrer britischen Majestät als deren Minister die Gewißheit einzufloßen, daß die fragliche Zusammenkunft, weit entfernt die britisch-französische Allianz beeinträchtigen zu können, vielmehr dazu beitragen solle, eine aufrichtige Aussöhnung zwischen England und Rußland anzubahnen, was bei den traurigen Ereignissen in Ostindien allerdings von hohem Werth und praktischem Nutzen für England sein würde. Um so weniger darf die Reise den Continent beunruhigen, indem sie, wie es die nächste Zukunft am besten zeigen wird, dazu dienen soll die letzten Spuren der seit dem orientalischen Krieg obwaltenden Spannung zwischen Rußland und Oesterreich verschwinden zu lassen.“

Die Engländer sind durch die Schandthaten Rana Sahib's in Sawopore wuthentbrannt. In die daselbst stehende befestigte Kaserne, welche nur für 200 Personen bestimmt war, hatten sich 600 Personen geflüchtet. Die Insurgenten griffen die Kaserne an. General Wheelers vertheidigte dieselbe heldenmüthig, machte häufige Ausfälle und that den Rebellen vielen Schaden. In 14 Tagen verlor er mehr als ein Drittel seiner Soldaten, welche unter den Lebenden herumlagen und nicht bestattet werden konnten. Die Lebensmittel waren ausgegangen und der General wagte noch einen Ausfall, um Proviant in die Kaserne zu schaffen. Er trieb die feindliche Infanterie vor sich her, wurde aber durch andere Massen überflügelt und mußte sich durch einen zwölfmal stärkeren Feind zurück den Weg bahnen, wobei er tödtlich verwundet wurde und einen großen Theil seiner Leute verlor. Diejenigen, welche die Kaserne erreichten, hatten weder Speise noch Trank, noch Schießbedarf. Bleiben war so viel als sterben. Man kam endlich überein, einen Abgeordneten an Rana Sahib abzusenden und mit demselben zu unterhandeln. Herr Vice-Gouverneur Stacy wurde dazu erwählt und von Sahib recht freundlich aufgenommen und die Uebergabe vereinbart. Die Soldaten mit den Frauen und Kindern, ihrer Habe, ihrer Waffen und 1½ Laß Rupien sollten in Booten nach Allahabad abziehen. Alles wurde auch nach den Schiffen geschafft und 40 Boote gefüllt. Aber in dem Augenblick, als die Schiffe abstiegen, gab Sahib selbst ein Zeichen und die Artillerie eröffnete ein mörderisches Feuer auf die Schiffe. Die meisten wurden in den Grund gehohrt und diejenigen, welche sich nach den Rudhuser flüchteten, wurden von der Kavallerie in den Fluß gestürzt und niedergemacht. Nur einem Boote gelang es zu entkommen, aber 10 Meilen entfernt wurden die Flüchtigen ein-

geholt und im Triumph nach der Kaserne zurückgebracht, wo die Männer sämtlich erschossen, die Frauen aber einem noch schrecklicheren Schicksal vorbehalten wurden. Rana Sahib steht in Bithur. General Havelok ist dahin aufgebrochen. Er ist ein entschiedener Mann und der Anblick der geschändeten, verstümmelten englischen Frauen wird sicherlich die englischen Soldaten in Wuth versetzt haben, daß sie beim Anrücken an das sehr feste Bithur alles ausbiethen werden es in ihre Hände zu bekommen, um den Rana Sahib an einen Thurm seines Schlosses aufzuknüpfen.

Tagsnachrichten.

* Am 3. Sept. ist auf der Szolnok-Szarvaser Straße zwischen Jeketehalom und Szarvas ein freches Attentat auf die öffentliche Sicherheit verübt worden. Die Marktleute, welche auf Gyula fahren wollten, wurden von vier Wegelagerern, welche mit Doppelgewehren und Pistolen bewaffnet waren angehalten und ausgeraubt. Drei von den Räubern hatten das Gesicht mit weißen Tüchern verhüllt, der vierte aber, der die Plünderung vornahm, hatte das Gesicht unverhüllt. Die Plünderung dauerte von 4 bis 7 Uhr. Ein Israelit aus Szarvas, der sich sein Eigenthum nicht rauben lassen wollte, wurde von den Räubern tödtlich verwundet. Im Ganzen hat der Raub gegen 10,000 fl. betragen. Die Verfolgung ist eingeleitet und es wäre wünschenswerth, die Räuber zu fangen und aufzuknüpfen.

— Die Staatsbahn-Gesellschaft hat in allen Stationen, wo nach einer Nachtfahrt am Morgen kurzer Aufenthalt genommen wird, die nachahmungswerthe Einrichtung getroffen, daß zwei für Herren und Damen abgeordnete, mit frischem Wasser und sonstigen Bedarfe zweckmäßig ausgestattete Lokalitäten zu Waschungen des Gesichtes und der Hände vorbereitet sind.

— Der Mechaniker Herr Glumte hat das Modell für eine doppelläufige Kanone angefertigt, die auf einer gewöhnlichen Lafette ruht und bei den im Kleinen angestellten Versuchen den Anforderungen vollkommen entsprach.

— Aus den letzten Abfällen der Kokons, die bisher selten benützt, gewöhnlich weggeworfen wurden, erzeugt man jetzt ein vortreffliches Seidenpapier, das an Schönheit und Güte alle bisherigen Sorten weit übertrifft.

— Ein Turiner Ingenieur hat eine Sperrmaschine erfunden, welche die Eisenbahnzüge auf kürzester Strecke aufzuhalten im Stande ist, selbst wenn sich dieselben im schnellsten Laufe befänden. An die Stelle der Bremsmaschinen, welche von mehreren gehandhabt werden müssen, hat der Erfinder den Dampf selbst gesetzt, den er zwingt, seine eigene Kraft zu paralytisiren. Dazu ist der Wille und die Hand eines einzigen Menschen, des Lokomotivführers, nöthig. Die Sache ist bereits von einer Regierungs-Kommission geprüft und für vollkommen entsprechend und sicher befunden worden.

* Ueber die Durchbrechung des Mont-Genis schreibt man aus Chambery, daß sie nunmehr eine Frage der Zeit und des Geldes ist. Zu diesem Riesenunternehmen ist ein zwölf Kilometer langer Gang erforderlich, der binnen sieben Jahren vollendet sein soll. Die Bohrung wird nicht durch Minen, sondern durch eine von den sardinischen Ingenieuren, den H. Sommelier und Grandis, erfundene Maschine bewerkstelligt. Diese Maschine besteht aus einer Reihe von Hämmern aus Stahl, welche durch Luftpressung

in Bewegung gesetzt werden, und durch ihre Schläge die Steinwände unwiderstehlich zertrümmern. Die Höhe des Berges zwang die Ingenieure zur Anwendung dieses Systems. Wegen der großen Höhe konnte man nämlich keine Gruben eröffnen um das Souterrain auf allen Punkten mit Minen aufzubrechen. Die beträchtlichsten Kosten trägt die sardinische Regierung, welche auch die Arbeiten durch ihre Ingenieure leiten läßt. Die Gesellschaft der Victor-Emanuel-Bahn wird davon bloß 20 Mill. Fr. tragen, und darauf die erste Anzahlung, wenn vier Kilometer des Ganzen eröffnet sind. Bekanntlich ist der Mont-Genis 2000 Meter hoch. Auf einem seiner Plateaux befindet sich ein See, dessen größte Tiefe 120 Meter beträgt. Der Tunnel kann also unter ihm hindurchstreichen, ohne den Grund seines Bettes zu berühren, von dem ihn noch eine 1800 Meter dicke Bergmasse trennen wird.

* Der Gustav-Adolf-Verein hat seine diesjährige Generalversammlung in Hessen-Kassel am 1. Sept. abgehalten. Im Jahre 1856 hat der Verein 101,791 Thaler an Beiträgen erhalten, wozu mit 56 evangelische Gemeinden in verschiedenen Ländern Europas unterstützt worden sind. — Die nächste Versammlung findet in Leipzig statt. Die Deputirten brachten an Liebesgaben nach Kassel 4900 Thaler, welche für die neue evangelische Gemeinde in Deuz bei Köln am Rhein bestimmt wurden.

* Der Selbstmord des Fürsten Ghika wird von dem Augenzeugen (M. Baillaut) im „Courrier de Paris“ folgendermaßen erzählt: Es war Abends 9 Uhr, ich hatte in Folge der verlängerten Conversation den Zug versäumt, der um 8 Uhr 40 Minuten abgeht, und begab mich mit dem Fürsten in den Salon, wo die Fürstin erschöpft und ermüdet auf einer langen Chaise ausgestreckt lag. Der Fürst machte eine Bewegung sich zurückzuziehen. „Mein Freund, sagte ihm die Fürstin, Herr Baillaut wird abreisen, ich höre den Wagen, bleiben Sie einen Augenblick und wir gehen mitkommen.“ Dessenungeachtet erhebt sich der Fürst, geht die Treppe hinauf, umarmt seine Kinder und einen Augenblick später läßt sich die Explosion einer Feuerwaffe vernehmen. Die Leute laufen erschreckt herbei, ich gehe die Treppe hinauf und finde nur eine Leiche in einem Armstuhle ruhend und in Blut gebadet. Der Fürst Ghika hatte sich das Hirn zerschossen. Er hatte von seinem Halse das goldene Kreuz genommen und um es nicht zu profaniren an das Kreuzifix seines Oratoriums geheftet, er hatte mich also deshalb zurückgehalten, damit die Witwe während der Katastrophe nicht allein bleibe.

— Aus Boston, 6. August, wird gemeldet: Vor wenigen Tagen erlebten wir hier einen der außerordentlichsten Rechtsstreite, von welchen wir je gehört haben. Eine modisch gekleidete Dame wurde von einem Polizei-Offizianten auf der Straße verhaftet und vor Gericht geführt, weil sie mit ihrer Kleidung die Seitengänge der Straße (Trottoir) sperre. Der Richter wollte nicht erlauben, daß die Sitzung hinter verschlossenen Thüren gehalten werde, vielmehr die Sache öffentlich behandelt wissen. Die Angeklagte mußte zur Hauptpforte gerade vor den Richter geführt werden, da ihr Anzug den Seitenweg, wie den Sitz im Behälter der Angeklagten unmöglich machte. Der Gerichtshof erklärte, daß es kein Gesetz über die Ausdehnung der Krinolinen-Kleider gäbe, daß aber die Zeugen-Aussagen über die Sperrung des Weges maßgebend und zur Warnung einstweilen die Strafe von 5 Dollars auferlegt sei. Die Dame zahlte diese Strafe und entfernte sich mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.

Der Satellit
erscheint Montag,
Mittwoch und
Freitag.

Der Satellit.

Der Satellit u. Kron-
städter Zeitung kostet
halbjährig 5 fl. mit
Post 6, ins Ausland
6 fl. 36 fr.

Conversationsblatt zur Kronstädter Zeitung.

Nr. 37.

Montag, den 29. März.

1858.

Der Weber-Aufstand.

(Schluß.)

Der Zug, aus vielen Tausenden bestehend, das wehende Stadt-Banner an der Spitze, setzte sich in Bewegung, zog über den Altenmarkt, den Heumarkt auf die Mirsburg, welche an der Malzmühle gelegen war und wo sich die Weber zu versammeln pflegten. Es konnte nicht ausbleiben, daß diese bald Kunde erhielten von dem, was man gegen sie im Schilde führte. Ihr Stolz ließ sie nicht an Unterwerfung denken, sie ließen es auf einen Kampf ankommen. Die Weberglocke läutete Sturm, es zogen von allen Seiten die bewaffneten Weber heran, versammelten sich in großer Zahl unter ihrem Banner, stellten sich auf dem Waidmarkte vor der Kirche der Carmeliter auf und erwarteten kampfbereit ihre Feinde.

Indessen zog das Heer des Rathes und der Zünfte weiter den Bach hinauf, auf den Waidmarkt, wo es die Schlachtordnung der Weber sich gegenüber sah. Der Angriff begann sogleich, auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gestritten, die Straße war mit Leichen bedeckt. Der Sieg neigte sich auf die Seite des Rathes; gewiß entschieden die kampfsgeübten, zu Rosse streitenden Ritter die Schlacht. Die Weber mußten der Uebermacht weichen, sie flohen nach allen Seiten, viele in die Häuser. Das Banner selbst zerhauen und in tausend Stücke zerrissen. Im entscheidenden Augenblicke hatten die Schmiede mit ihrem Banner die Reihen des Rathsheeres verlassen und den Webern zu Hülfe kommen wollen; aber wegen der für letztere ungünstigen Wendung der Schlacht hielten sie es nicht für rathsam und blieben.

Das Heer des Rathes rückte weiter auf St.-Johanns-Kirchhof, wo sich einige Weber wieder gesammelt hatten; auch hier mußten sie weichen, sechs Weber fielen. Auch auf dem Kriegmarkt hatte sich eine Schar Weber versammelt, die sich dem Waidmarkt näherte. Als aber Rath und Zünfte in großer Zahl entgegenrückten und zudem die Weber die Niederlage ihrer Genossen erfahren hatten, da ließen sie die Fersen sehen und thaten, wie die Chronik sagt, schöne Sprünge.

Nachdem nun die Weber allen Widerstand aufgegeben hatten, beeilten sich ihre Feinde, sie zu verfolgen und aufzusuchen. Wo sie deren fanden, schlugen sie dieselben todt ohne Gnade und

Barmherzigkeit, Groß und Klein, was sie erwischen konnten; namentlich richteten sie in der Büttgasse ein großes Blutbad an. So suchten sie, das Stadtbanner voran, alle Straßen ab, besonders aber die Gegend um die Mirsburg und um den Kriegmarkt. Eine große Zahl von Webern und Walkern, die man in der Eile nicht hatte todt schlagen können, waren gefangen abgeführt worden. Der Rath ließ auf dem Heumarkte ein großes Gerüst aufrichten, auf welchem ihnen durch die Hand des Scharfrichters die Köpfe abgeschlagen wurden.

Nach diesen blutigen Schauspielen zog man auf die Mirsburg, wo im Rausche des Sieges ein wildes Leben begann; Wein und Speisen wurden in Fülle von allen Seiten herangebracht, man zechte die ganze Nacht, während das Blut und die Leichen der Mitbürger in gräßlicher Weise die Straßen bedeckten.

Am anderen, nämlich am Cäcilien-Tage, ging die blutige Verfolgung wieder los. Der Rath zog mit den Bruderschaften den Bach hinauf mit klingendem Spiel, mit Posaunen und Trommeln, man holte die Weber hervor aus Häusern, Kirchen, Verstecken, schleppte sie auf die Straße und schlug sie dort todt, Jung und Alt, Meister und Knecht. Eine Quelle berichtet, daß man diese grausame Verfolgung noch vierzehn Tage bei geschlossenen Thoren fortsetzte, und zwar unter dem Verbote, daß Niemand bei Verlust seines Vermögens und seines Lebens einen Weber und Walker beherbergen dürste. Die Wollenweber hätten nun ein gefährliches Spiel gehabt: es galt, über die hohe Stadtmauer zu setzen, und da hätten dann viele das Leben verloren; denen aber das Wagstück gelungen, die hätten sich theils zu Bonn, theils zu Siegburg, theils zu Andernach niedergelassen.

Nach einem anderen, glaubwürdigeren Berichte nahm der Rath eine mildere Gesinnung an, nachdem das Blut der Weber schon stromweise geflossen war. An dem genannten Tage rief nämlich ein Herold durch alle Straßen: eine Glocke würde geläutet werden, und so lange das Läuten dauere, dürfe Jeder die Weber, die er bei sich beherberge, aus der Stadt schaffen. Der Rath sage sogar denjenigen, die an dem Aufruhr keinen Antheil gehabt, Gnade und Geleit zu. Die Glocke ward geläutert zu St. Maria bei dem Malzbüchel. Gleich bei den ersten Glockentönen kroch es hervor aus den sonderbarsten Verstecken, Meister, Knechte, Weiber und Kinder, dahinter war die Hezjagd der Feinde und trieb sie vor die Thore. Die leeren Häuser und das Ver-

mögen der Entflohenen bis zum Heller wurden vom Rathe in Beschlag genommen. Auf diejenigen, welche die größte Schuld beim Aufbruch auf sich geladen, auf die Mächtigen und Reichen war es zunächst abgesehen. Manche der bedeutendsten Weber-Anführer entkamen. Die Geringeren hatten weniger zu befürchten; viele derselben blieben in ihrem Verstecke, bis der Sturm vorüber war.

Nachdem die Häupter der Stadt mit den Bruderschaften in besagter Weise die Straßen durchzogen hatten, kehrten sie wieder zur Nirzburg zurück. Als sie daselbst ankamen, stellte sich ihnen ein unerwartetes Schauspiel dar: eine Anzahl Weber stand da in der demüthigsten Haltung, flehte um Gnade und versprach Treue und Gehorsam. Das tausendfache Unglück, das unter die Weber gekommen, hatte gewiß den Rachegeist des Rathes gebändigt. Er gewährte ihnen Verzeihung, verlangte jedoch, daß sie ihre Waffen und ihren Harnisch auslieferten. Das thaten sie denn auch, ein Jeder kam mit seinem Bündel und lieferte es in des Stadtrechtsmeisters Haus ab. Zugleich kam in das Haus Nirzburg ein Bote mit der Nachricht, daß derjenige Weber, den seine Genossen mit Gewalt von dem Richtplatze weggeführt hätten, im Kloster Pantaleon sich befinde. Der Rath schickte hin, ließ den Mann ergreifen, auf den Heumarkt führen und daselbst hinrichten. Die Hinrichtung geschah auf einem Gerüste, das der Rath den Webern zum Schimpfe vor ihren Gewandhäusern hatte aufrichten lassen. Sein Leichnam wurde geviertheilt und an vier Enden vor der Stadt ausgehängt. Um aber die Niederlage der Weber noch stärker und empfindlicher zu bezeichnen und zu verewigen, ließ der Rath seinem leidenschaftlichen Hasse folgend, die beiden Gewandhäuser derselben auf dem Heumarkte niederreißen und an ihrer Stelle das Fleischhaus bauen, das noch bis auf den heutigen Tag steht. Auch die Weberglocke wurde von den triumphirenden Rittern aus dem Thurm der St.-Johannis-Kirche weggenommen und in dem Thurm von Klein Martin (in dieser Pfarre wohnten viele Ritter) aufgehängt. Um die Macht der Weber war es nun geschehen. Die Geflohenen ließen sich in anderen Städten nieder; die Zurückbleibenden kamen nicht mehr zum früheren Ansehen.

Ueberhaupt ging der mittelalterliche, stolze Weberstand allmählich zurück. Der unaufhaltsame und unerbittliche Schritt der Kultur, Maschine und Erfindung, vernichtete ihren Wohlstand. An der Stelle der Inhaber des freien, selbstständigen Weber-Gewerbes haben wir jetzt wenige freie Fabrikherren und daneben zahlreiche Tagelöhner und Fabrikarbeiter, und wenn man an recht arme Leute denken will, so denkt man an die schlesischen Weber. Das Andenken an die kölnischen Weber klingt nur noch in dunkler Sage und in einigen Straßennamen nach. In dem südlichen Theile der Stadt zieht sich nicht weit vom Blaubach wo die Färber wohnten, deren Gewerbe im natürlichen Gefolge der Wolleweberei war, eine ungemein lange Straße südwärts hin, die Straße der Walker, die Follerstraße; in dieselbe mündet die Weberstraße.

Aber auch die Geschlechter genossen die Frucht ihres Sieges nicht lange. Sie gingen den gefährlichen Weg der Reaction. Die Weberglocke, deren mächtige Stimme täglich den Sieg der Geschlechter vom Martinsthurm herab verkündigte, zersprang, wie

eine Notiz im Kirchen-Archive von St. Johann sagt, bald nachdem sie aufgehängt war. Der Geist der bürgerlichen Freiheit, der einmal losgelassen war, ließ sich auf die Dauer nicht mehr fesseln. Die ruhige Unterwerfung der reichen Zünfte, die in dem weiten Rathe ihren Platz behalten hatten, war eine Unmöglichkeit geworden. Fünfundzwanzig Jahre nach der Weber-Revolution, im Jahre 1396, stand der Streit zwischen den Geschlechtern und der Gemeinde in hellen Flammen. Was die Weber allein unter Ueber-schätzung ihrer Kräfte versucht, das mußte den vereinten Zünften gelingen. Nach heißen Straßenkämpfen erlagen die Geschlechter der Uebermacht der letzteren. Auf dem Heumarkte bestieg ein Greis das Schaffot, sein schneeweißes Haupt fiel unter den Streichen des Henkers, die Stücke seines geviertheilten Körpers wurden auf den Landstraßen ausgehängt, und dieser Greis war Heinrich vom Stabe, das Haupt der Geschlechter. Als auch darauf der letzte Kampf, ein Verzweiflungskampf, mißlungen, wurden die Ritter getödtet, in den Kerker geworfen oder verbannt. Nur von fern durften die letzteren die Thürme der Burgen schauen, in denen ihre Väter gewohnt.

Variationen über ein einfaches Thema.

IV.

Ein Volk besteht nicht mehr als solches wenn unter seinen Gliedern die Liebe und Anhänglichkeit zu demselben, wenn das Gefühl und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller zu einem sittlichen Ganzen mit einem Worte: der Gemein Sinn erloschen ist. Unter den Nationen Europa's ist uns kaum eine so verkümmerte und herabgekommene bekannt, die zu diesem traurigen Zustande, zu dieser Erniedrigung gesunken wäre. Gäbe der alte Geist der Sachsen in Siebenbürgen daß es mit ihnen nie zu diesem Aeußersten komme!

Bei einer frühern Gelegenheit haben wir den Schwerpunkt bezeichnet, nach dem dieser Gemein Sinn seinen sympathetischen Zug nehme; auf den sich das Wirken des Einzelnen richten; der allen als gemeinsames Wahrzeichen zum Mittelpunkte dienen sollte.

Aber wie die Seele zu ihrer Thätigkeit in der sichtbaren Welt des Körpers bedarf, den sie beherrscht, der ihr dient ebenso ist das Leben eines Volkes auf äußere körperliche Güter angewiesen, durch deren Gebrauch oder Verbrauch er erst sich der Welt ankündigen kann und beide stehen in einem so innigen und ergänzenden Verhältnisse zu einander, daß das Eine das andere bedingt. Je zahlreicher und ausgiebiger die materiellen Mittel über welche eine Nation verfügen kann, desto höher ihre geistige Bildung!

Wer wollte daher die hohe Wichtigkeit der materiellen Güter bestreiten, die sich zum geistigen Leben des Volkes wie der Körper zur Seele verhalten, und beide gleich diesen, im abgezogenen Gedanken wohl, in der Wirklichkeit nie von einander getrennt werden können?

Wir haben also nebst den geistigen, auch den materiellen Interessen gleichmäßige Sorgfalt zu widmen. Die Vertreter der Gewerbe in unsern Städten, und des Ackerbaues auf unsern Landgemeinden die Industrie und der Landbau sind die Faktoren deren

Lage u
men.
unseres
ziehung
durchgä
Verarm
fache d
man sic
und in
menichl
aufzukl
tung zu
dürfniss
von un
besteht
fer Au
gen Fr
Standp
andere
Unterst
weil

Of
faches
ten die
gegen
unseres
gebiligt
sich geg
statten

Anmerk
fahrend
Aber es
des al
kann.

schaften
in Gar
gehoben
wird.
Wege
durch g
stigen
gesellig
zuschlag
hörigen

Lage und Verhältnisse unsere vollste Theilnahme in Anspruch nehmen. Und eben diese zwei Hauptfaktoren der materiellen Seite unseres Volkslebens scheinen uns im Allgemeinen in mancher Beziehung an einer gewissen Verkümmern zu leiden; die frühere durchgängige Wohlhabenheit von Jahr zu Jahr einer allmäligen Verarmung zu weichen, ohne daß es gelingen will, die wahre Ursache dieser Erscheinung aufzufinden, und ohne daß man, wenn man sie aufgefunden zu haben glaubt, in der Erkenntniß derselben und in der Wahl der Mittel dagegen sich zu einigen vermöchte.

Alles, was die Wohlfahrt dieser zwei Grundpfeiler jeder menschlichen Gesellschaft zu befördern, was sie über ihren Beruf aufzuklären und ihrer schaffenden Thätigkeit die angemessene Richtung zur ausgiebigsten Befriedigung ihrer eignen, so wie der Bedürfnisse des Ganzen zu zeigen vermag, ist unleugbar ein Beitrag von unschätzbarem Werthe zur Blüthe des ganzen Volkes. Worin besteht nun aber dies Alles im einzelnen und besondern, das dieser Aufgabe zu entsprechen vermag? Die Lösung dieser vielseitigen Frage lasset uns im gemeinsamen Streben jeder von seinem Standpunkte aus und nach seinem Verhältnissen, der eine hier der andere dort, mit Wort und Schrift, mit Beispiel mit hülfreicher Unterstützung zur Aufgabe machen und jeder dazu thun, weil sein Tag ist!

Offener Brief an die Redaktion der „Kronstädter Zeitung.“

Hochgeehrter Herr Redakteur!

In einer Anmerkung zu I. der „Variationen über ein einfaches Thema“ (Nr. 33 des Satellit) und in den Eingangsworten dieses Artikels selbst wird mit Anerkennungswerthem Freimuth gegen die „Gleichgiltigkeit,“ „Theilnahmslosigkeit,“ „Zerfahrenheit“ unseres Volkes gestritten. So sehr die Intention dieses Kampfes gebilligt werden muß, ebenso gegründet sind die Bedenken, welche sich gegen den Erfolg dieses Kampfes geltend machen lassen. Gestatten Sie mir, einige dieser Bedenken auszusprechen.

Die in dem angezogenen Artikel und in der dazu gehörigen Anmerkung hervorgehobene Gleichgiltigkeit, Theilnahmslosigkeit, Zerfahrenheit unseres Volkes kann wohl nicht geläugnet werden. Aber es fragt sich, ob die öffentliche Besprechung dieses Uebelstandes als ein Mittel zur Abstellung desselben betrachtet werden kann. Sie kann es, meinem Dafürhalten nach, nie und nimmer!

Jene dumpfe, peinliche Stimmung, die mitunter auf Gesellschaften lastet und alle Versuche, die Unterhaltung, das Gespräch, in Gang zu bringen, scheitern läßt, wird dadurch bekanntlich nicht gehoben, daß sie selbst zum Gegenstand des Gespräches gemacht wird. Die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß sie auf diesem Wege wohl zum Bewußtsein gebracht, aber zugleich, und eben dadurch gesteigert wird. Es gibt hier kein anderes Mittel, den lästigen Feind aus dem Felde zu schlagen als den feinen Takt des geselligen Talentes, welches mit richtigem Instinkt eine Saite anzuschlagen weiß, die in den Gemüthern der zur Gesellschaft Gehörigen mitklingt und dadurch den erstarrten Redefluß in Bewe-

gung setzt. Sage dem Hypochonder, daß er an Hypochondrie leide und beobachte dann seinen Zustand. Du wirst finden, daß sich derselbe merklich verschlimmerte, anstatt sich zu bessern. Sage dem Geistesverwirrten, daß er an Geistesverwirrung leide, und du läufst Gefahr, sein vielleicht noch heilbares Uebel in ein unheilbares umzuwandeln. Bringe dir an trüben Wintertagen, wenn die Schwingen deines Geistes lahm sind, zum Bewußtsein, daß Nebel und Frost den Aufschwung deiner Seele hindern, und du wirst finden, daß dir nur noch peinlicher zu Muth ist.

Sage dem Volk, daß es theilnahmslos, gleichgiltig, zerfahren sei, du machst es nicht theilnehmend und rührig. Die Dunkelmänner der protestantischen Kirche haben die Unkirchlichkeit unseres Geschlechts bis zum Eckel breit getreten, es ist nicht besser geworden. Dem deutschen Volke wird seine politische Schlaftrunkenheit seit einem Vierteljahrhundert vorgeworfen, es hat nichts gefruchtet. Unserem Völkchen wird seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren viel gesagt von seiner Apathie, von seiner starren Regungslosigkeit, es wird um kein Haarbreit anders.

Natürlich! Krankhafte Gemüthsstimmungen lassen sich dadurch, daß Sie zum Bewußtsein gebracht werden, nicht heben. Dieses Axiom der Seelenheilkunde gilt nicht bloß für den Einzelnen, es gilt eben so gut für ganze Völker.

Mißverstehen Sie mich nicht. Ich bin nicht der Meinung, es sollten Uebelstände keinerlei Art in öffentlichen Blättern besprochen werden. Die Waldverwüstung ist ein Uebelstand. Er mag gehörig ins Licht gestellt werden, damit die Behörde ihres Amtes warte, und denselben durch strenge Handhabung der Feldpolizei unmöglich mache. Der hin und wieder wenig erfreuliche Zustand unserer Volksschulen werde mit möglichster Strenge in öffentlichen Blättern beurtheilt, damit die Behörde strengstens eingreife, die Lästigen von ihren Posten entfernt und Rührige an ihre Stelle berufe. Der Glaube an die alleinseligmachende Wirkung der Junstfahrungen, der Dreifelderwirthschaft und der Hutweide gehört in eine Kategorie mit dem Glauben an Hexen und Kobolde, und mag, gleich diesem, gegeißelt werden, daß die Haut blutet. Die Fanatiker werden dadurch zwar nicht belehrt — denn für den Fanatismus ist kein Kraut gewachsen — aber doch mindestens zum Schweigen gebracht werden.

Aber welches Mittel schlägst denn du zur Hebung des eingangsgenannten Uebelstandes vor? höre ich Sie fragen. Denn Waldverwüstung, Dreifelderwirthschaft, Hutweide u. s. w. ließe sich am Ende noch ertragen, wenn nur jene Zerfahrenheit und Apathie nicht wäre. Wäre ich ein Charlatan, so würde ich Ihnen sofort ein Universalmittel anpreisen, ein recht naheliegendes, billiges. Da ich aber ein solcher nicht bin, so erlaube ich mir, gestützt auf die, wie ich glaube, richtig gestellte Diagnose und auf die Principien der Seelenheilkunde, bloß die Bemerkung: es kann hier nichts Anderes helfen als der feine Takt des volksthümlichen Talentes, welches mit richtigem Instinkt den Ton trifft, der im Gemüthe des Volkes mitklingt und dasselbe zu neuer Lebensthätigkeit anregt. Der segensreiche Erfolg des Christenthums in den ersten Jahrhunderten beruht wesentlich mit darauf, daß Christus und die Apostel den Ton trafen, der im Gemüthe der Menschheit mitklang und derselbe zu neuem Leben wach rief. Und was damals im

Großen möglich war, hat sich in der Folgezeit und in allen Jahrhunderten im Kleinen als eben so möglich bewiesen. Heinrich der Seefahrer theilte seine Begeisterung für Seefahrten dem damals fast erstorbenen Gemüthe seines Volkes mit, und die Portugiesen entdeckten einen neuen Seeweg nach Indien.

Auch uns fehlt nur der rechte Mann, der nicht einmal ein Gelehrter oder Künstler zu sein braucht; denn es ist ein wahres Wort: „was kein Verstand der Verständigen sieht, das sieht in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Also Schonung dem Volksgemüthe, aber Kampf gegen Uebelstände, die sich im Wege der Gesetzgebung, oder durch gesteigerte Strenge der rechtmäßigen Behörde, oder durch die Geißelhiebe des Spottes abstellen lassen!

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster
Eduard Schiefer.

Mediasch, am 22. März 1858.

Nachschrift: Werfen Sie mich, wenn es Ihnen so gefällig ist, zu den Dunkelmännern, das soll mich nicht abhalten meiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Wollen Sie mich aber richtig beurtheilen, so zählen Sie mich zu den Freunden des Lichts, insonderheit aber zu den Freunden des Sachsenvolkes.

Der Obige.

Frühlingssehnsucht.

Wann wird doch diese Prosa mir entschwinden,
Die jetzt im kalten Winterschau'r sich zeigt?
Und wann soll ich den Frühling wiederfinden,
Auf diesen Fluren, wo nun Alles schweigt?

Soll ich solange in Sehnsucht noch zerfließen,
Nach jener schönen Zeit, der Lenznatur?
Ich möcht' so gerne bald den Frühling grüßen,
Mit seiner grünen blumumsäumten Spur! —

Und jauchzen laut mit seinen Jubelchören,
Begrüßen seines Himmels Wunderbau,
Frohlocken mit den lichten Himmelsphären,
Und danken ihm — dem Gott! durch Thränenbau!

O käme bald, o bald, die Philomela
Vom fernem Süden her ins Vaterland!
Wie würde ihr Gesang aus schöner Kehle,
Entzücken mich am grünen Waldestrand. —

Soll lange noch der Schnee die Au' bedecken,
Am Blühen hindern ach! den Blumenstolz?
O würde bald des Lenzes Hauch erwecken,
Die ganze Schöpfung mit dem Sängerkhor!

Wann soll mein Lied durch uns're Wälder schallen,
Die noch der Winterfrost erstarret hält?
O könnt ich bald durch grüne Thäler wallen! —
Dring' hin o Sehnsucht nach dem Sternenzelt.

**

Mannigfaltiges.

* Die Ortschaft Baifka in der Baccka war am 5. d. M. der Schauplatz eines frechen Raubzuges, dessen Hergang sich das „Magyar Néplap“ in folgender Weise erzählen läßt: Gegen halb 7 Uhr des gedachten Tages erschienen vor dem Hause des dortigen Rentmeisters zwölf vermummte und bewaffnete Gesellen; die mit einem Burschen unter dem Hausthore plaudernde Köchin des Rentmeisters wurde sammt diesem von den Ankömmlingen umzingelt, und ihnen unter Drohungen Schweigen geboten. Ueber das von den Hofsunden erhobene laute Gebell schickte die im Zimmer befindliche Hausfrau einen Diener hinaus, um nachzusehen, was es denn gebe; dieser wurde, als er den Gang betrat, von den bereits bis dorthin vorgebrungenen Räubern gleichfalls festgehalten, doch er hatte noch so viel Geistesgegenwart, einen Warnungsschrei für seine Herrschaft auszustößen, über welchen der Rentmeister sein Gewehr ergriff, und die in die Küche führende Thüre aufstoßend, sich den Eindringenden gegenüberstellte. — er legte sein Gewehr an, wurde aber durch den Diener, den die Räuber in ihrer Mitte hatten, im Schießen gehindert, nichtdestoweniger schoss er einem der Räuber die Pelzmütze vom Kopfe, und verwundete denselben auch, wie dieß später die, bis an's Ende des Dorfes gehenden Blutspuren bewiesen; leider versagte der zweite Lauf des Doppelgewehres den Schuß, es gelang jedoch dem Rentmeister eben in dem Augenblicke die Thüre vor den Eindringenden zuzudrücken und abzuschließen, als einer derselben sich mit einem großen Messer auf ihn stürzen wollte. Diese Thüre trägt noch die tiefen Spuren des geführten Stiches, der den Angegriffenen unfehlbar getödtet haben würde. — Unterdeffen hatte sich eine Magd in das Gesinndzimmer geflüchtet, einige Räuber folgten ihr, und erbrachen mit ihren Hacken die Thüre, die Verfolgte sprang nun durch's Fenster in den Garten, durch welchen es ihr gelang den Mordgesellen zu entkommen. Während diese Szenen in der Küche vorfielen, hatte die Gattin des Rentmeisters ein auf die Gasse gehendes Fenster geöffnet und schrie nach Hilfe, worüber einer der unterm Hause Wache haltenden Räuber auf sie feuerte, zum Glück ging jedoch der Schuß fehl, und die Frau blieb unverletzt. Ueber den hierauf entstandenen Lärm fanden sich die Raubgenossen veranlaßt, ihren Rückzug anzutreten, wobei sie sich nach zwei Seiten hin zerstreuten, der eine Theil nahm den Verwundeten mit sich, und einer der Fliehenden verlor mitten auf der Gasse seine Suba; den Ortsbewohnern, die ihnen entgegen kamen, riefen sie zu, daß sie eine Patrouille wären! Das Kostüm dieser Räuber war verschieden, sie waren theils in Mänteln, theils in Militärmontur, schwarzen und weißen Szürs und Subas gekleidet und hatten die Gesichter mit Sacktüchern vermummt, die Fußstapfen der Räuber verriethen mitunter auch feinere Fußbekleidungen.

Unter der Verantwortung des Verlegers.

Gedruckt und im Verlag in Johann Gött's Buchdruckerei in Kronstadt.